

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 54. Bromberg, den 6. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(18. Fortsetzung.) ——

Die Mutter hatte an diesem Tage kein Glück mehr mit der Hoffnung auf eine Wendung des Geschicks, das die Reise ihrer Tochter verhindern würde. Die weiche, schwermütige Schönheit Mirza Ahmeds schlich sich vielmehr noch tiefer in ihr Mutterherz. Er sprach ihr Sprüche Omars des Weisen in seiner Muttersprache vor, und sie klangen so schön. Am Klavier spielte er dann die einfachen klagenden persischen Weisen. Sie brachten sie dem Weinen nahe. Und die Mutter träumte ein wenig für ihre Tochter: Wie — wenn . . .? Immerhin, es war doch ein Prinz! Aber sie wagte es nicht, zu Ende zu träumen.

Doch mit Huene wußte sie nichts Rechtes anzufangen. Er war ihr so kühl und zurückhaltend, und sie sah es eigentlich gern, daß er sich früher verabschiedete; denn er wollte noch heute zu seinen Eltern hinüberfahren, um auch dort Abschied zu nehmen.

„Also auf Wiedersehen in München!" sagte er zu Felicitas. „Mertens und Rösicke, unsere beiden Monteure, Sie kennen sie ja schon — werden Sie dort in Empfang nehmen, falls ich wider Erwarten mich verspäten sollte."

Mit kräftigem Druck umspannte seine Hand ihre Hand. Mirza Ahmed blieb noch — er wollte sich überhaupt erst später der Expedition anschließen.

IV.

Es wurde kein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Es wurde ein hartes, rauhes Pionierleben dort unten in den Bergen des wilden Luristan, nicht sehr weit von der alten großen Heerstraße, die von Bagdad nach Teheran führt. Es wurde so, wie Alexander Huene es Felicitas in Berlin noch gesagt hatte: „Erst alle romantischen Raupen aus dem Kopf, kleine Fee! Das Leben dort unten ist hart, die Arbeit ebenso. Dafür werden Sie wohl die erste deutsche Studentin sein, die praktisch nach Erdöl bohrt, und das könnte für Sie doch später von Wert sein."

Und so sachlich-ernst wie diese Worte blieb auch das Wesen Alexander Huenes. Schon auf der wochenlangen, beschwerlichen Reise, wo er ihr die Wunder des Orients gezeigt hatte. Durch die Sagen- und Legendenwelt Bagdads war sie an seiner Seite geschritten, allerdings mehr tot als lebendig; denn die Hitze machte die alte Stadt zur Hölle.

Nach Laufen und Rennen durch Glut und tödliche Hitze, nach Ärger und Verdruß, nach immer wiederholter Erfahrung, daß im Orient ein goldbeladener Esel noch immer die verrammelten Tore am besten öffnet, ratterten und fauchten endlich mit dampfenden Kühlern zwei Lastautos, hoch beladen mit Baumaterialien, und zugleich ein Personenauto durch die glühende Wüste den kühler sein sollenden Bergen Luristans zu, geführt von einem alten Verwalter der Güter Mirza Ahmeds.

In einem düsteren, kastellartigen alten Gebäude waren sie untergebracht: Alexander Huene, die zwei deutschen Monteure und Felicitas. Mirza Ahmed hatte von Ispahan aus Teppiche und einfaches Mobiliar senden lassen. Und zugleich war eine Schar persischer Arbeiter gekommen. Ein flaches, von niedrigen Hügelrücken durchzogenes Tal, von stumpfen Bergkegeln umgrenzt, bildete das Petroleumfeld. In großen Zügen fand Huene die Angaben Mirza Ahmeds bestätigt. Rohpetroleum trat hier offen zutage. Und er glaubte mit jenen kleinen fahrbaren Bohrtürmen, wie er sie drüben in Amerika in Pennsylvanien gesehen und kennengelernt hatte, auszukommen. Eine unermüdliche verbissene Schaffenskraft war über ihn gekommen.

Felicitas übernahm erst mal das Regiment über das düstere Gemäuer und über die persischen Diener und Köche. Und die Männer sollten bald zu ihrem Erstaunen sehen, was geschickte Frauenhände mit einigen Teppichen und sonstigem primitiven Mobiliar anfangen können. So ließ man ihr die Herrschaft im Gemäuer, und sie machte auch die Fahrten in die verstreuten Lurendörfer, um dort mit ihren persischen Dienern frische Lebensmittel einzuhandeln.

Dann gab es auch bald gequetschte Finger, blutende Risse, und Felicitas, die einmal an einem Samariterkursus teilgenommen hatte, konnte helfen und heilen. Für eine wohlausgerüstete Reiseapotheke hatte Huene gesorgt. Die Männer, Deutsche und Perser, dankten Gott, daß sie Felicitas hatten.

Und am Abend, zum andächtigen Staunen der Perser, erklangen deutsche Lieder zum dunklen Horizont empor, an dem die Sterne so hell, so nah funkelten, daß man versucht war, sie mit einer großen Stange herunterzuholen.

Die Fahrgestelle bekamen Räder, die Bohrtürmchen wuchsen und wurden montiert. Und dann kam der große Tag, wo die Antriebsmaschinen fauchten und ratterten und die Scheibe des Bohrers sich knirschend in das Erdreich wühlte. Unweit der flachen Löcher, dort, wo seit undenklichen Zeiten das Rohpetroleum langsam sickernd zusammenlief und in die Schläuche aus Ziegenhaut geschöpft wurde. Die artesischen Brunnen gaben reichlich Wasser, das Schlammbad wühlte gurgelnd, und Huene machte mit Felicitas Analyse auf Analyse der öldurchtränkten Erdschichten, welche die Bohrer durchrissen, und sie schüttelten die Köpfe . . .

„Wenn das so weitergeht", meinte Huene schließlich betroffen, „dann werden wir mit unseren Türmchen gerade so viel Öl zusammenbohren, um unsere drei Kraftwagen damit zu betreiben. Der englische Geologe, der das Gutachten für Mirza Ahmed vor Jahren ausgearbeitet hat, muß sich gründlich getäuscht haben."

Doch sie hatten noch weiter Grund, die Köpfe zu schütteln und sich zu wundern.

Drüben an dem anderen Ende des Tales, durch einen der stumpfen Hügelrücken getrennt, wurde es auf einmal gleichfalls lebendig. Lastkraftwagen auf Lastkraftwagen ratterte in das weltabgeschiedene Gebirgstal, hoch mit Gerüstmaterialien und Maschinen beladen. Sogar ein Flug-

zeug erschien auf einmal, machte Wendungen über Wendungen und landete schließlich dort drüben, — wo die Newyork Oil-Company, wo John Hill seine geldmächtigen Krallen tief in das Erdreich hineintreiben wollte, um auch dort das ersehnte persische Erdöl zu erbeuten.

Und wo Alexander Huene einen Mann hinstellen konnte, da stellte John Hill deren zehn hin. Und über Nacht wuchs ein Rhombus neuer, hoher, glänzender Bohrtürme. Die Maschinen fauchten, und die dicken Stahlscheiben mit härtesten, stählernen Zacken fraßen sich in das Erdreich — für John Hill!

*

Eine tiefe Traurigekit war über Felicitas gekommen. Wach lag sie in trüben Gedanken auf dem Feldbett in ihrer Zelle mit den dicken Mauern, die sie sich mit einigen Teppichen, roh gezimmertem Tisch und Stuhl wohnlich eingerichtet hatte. Durch das kleine Fenster schimmerten die Sterne. Fledermäuse umflatterten das alte Gemäuer. Die eintönigen Gesänge der persischen Arbeiter drüben überm Hof waren verstummt. Irgendwo raschelte es von Ratten oder Mäusen.

Und drüben, jenseits des großen Ganges, in der anderen Zelle, die sie gleichfalls nach Möglichkeit freundlich hergerichtet hatte, da — wußte sie — saß er mit zerfurchtem Gesicht, verbissen über seine Analysen und geologischen Berechnungen gebeugt. Sie hatte er schlafen geschickt. Sie habe es nicht notwendig, sich für fremdes Geld kaputt zu machen, hatte er gesagt.

So war er immer: Von einer gleichbleibenden ruhigen Freundlichkeit, aus der es gelegentlich wärmer sie anwehte, wie die Fürsorge eines älteren Bruders.

Sie schrak zusammen: Ein Heulen, langgezogen, klang durch die Nacht, dann wie ein schimpfendes Kläffen. Und die Hunde unten im Hof des alten burgartigen Gemäuers fingen an wie wild zu toben. Schakale oder Wölfe, schrak Felicitas zusammen. Sie wickelte sich fester in ihre Decke, und sie war froh, ihn nahe zu wissen, dem sie hierher in diese Einöde gefolgt war, und dessen Herz wohl noch immer jener schönen Frau aus Moskau gehörte, von der sie nicht wußte, was aus ihr geworden war.

Schwerer denn je zuvor fand sie in dieser Nacht den Schlaf . . .

V.

Am anderen Tage, in die Ruhe des Mittags hinein, klang auf einmal dröhnend der Alarmruf einer starken Hupe. Alles eilte vor das Tor. In einem großen, starken Kraftwagen saß Mirza Ahmed, der von Ispahan her gekommen war.

Erfreut begrüßte ihn Huene. „Vielen Dank, Prinz, daß Sie so rasch gekommen sind. Es ist notwendig, neue Entschlüsse zu fassen, oder die da drüben, die Hill-Leute, stecken uns in den Sack."

Mirza Ahmed nickte lächelnd zu den Worten Huenes. Seine Augen suchten Felicitas. Und am Tor stand sie: gebräunt, herb, etwas schmal geworden. Und das Cow-Boy-Kostüm trug schon starke Spuren des harten Lebens hier draußen.

Sekundelang stockte der Schlag seines Herzens, und er fragte sich: Wozu das alles? Weshalb die Quälerei?

Dann aber trat auf sein Gesicht ein Lächeln: Nicht mehr weich und schwach — man hätte es als ein Siegerlächeln deuten können.

Mit zum Gruß vorgestreckter Hand ging er auf Felicitas zu.

Befangen reichte sie ihm die Hand. Es war alles so anders geworden in den ereignisvollen Wochen dieses Frühjahrs und Sommers. Und Mirza Ahmed, der ihr einst mit ergebungsvoller Demut gedient hatte, der stand nun vor ihr als ein Herr ihres Geschicks. Fremd kam er ihr vor in den langen Stiefeln, der langen, joppenartigen Bluse und mit der flachen, persischen Karakulmütze auf dem Kopf. Und sein Gang war elastisch, das Gesicht noch gebräunter, und in seinen Augen lag es nicht mehr weich und träumerisch, sondern dort blitzte etwas, das sie sich zusammenraffen hieß.

Und als Mirza Ahmed sagte: „Wie fühlen Sie sich hier draußen, Fräulein Böse? Etwas hart und beschwerlich ist es hier? Nicht wahr?"

Da lächelte sie tapfer und sagte: „Wir wären glücklich, wenn wir Ihnen bessere Ergebnisse hätten melden können, Prinz!"

Mirza Ahmed antwortet liebenswürdig: „Ich wollte, ich hätte mehr solche ehrgeizige Mitarbeiter wie Fräulein Böse!"

Am Abend saßen sie auf dem platten Dach des alten Gemäuers. Die Windlichter zitterten. Insekten umschwirrten sie. Unten auf dem Hof war ein Schmausen und Schmatzen, denn für die Perser war die Ankunft ihres Herrn ein Fest geworden: zwei Hammel brieten über einem breiten Feuer.

Und Mirza Ahmed und die Deutschen tranken von dem Wein, den er mitgebracht hatte. Mirza Ahmed machte mitunter eine Ausnahme von den strengen Gesetzen seiner Religion.

Die Sterne blinkten so nah, und irgendwo heulte es wieder so schauerlich, daß Felicitas zusammenfuhr.

Mirza Ahmed erzählte von Ispahan, von den Gärten dort, den vielen Rosen und auch von seinem eigenen Besitz.

„Muß es da schön sein!" sagte Felicitas verträumt, und der Gedanke an das Gemäuer unter ihren Füßen machte sie frösteln . . .

„Kommen Sie mit mir!" drängte es Mirza Ahmed zu sagen. Aber seine Worte blieben unausgesprochen

*

Am anderen Morgen fuhren sie zu dreien hinüber nach „Maud-Town", wie die amerikanische Siedlung neben dem Bohrfeld getauft worden war. Es sollte ein freundschaftlich-nachbarlicher Besuch werden; aber Huene war entschlossen, die Augen offenzuhalten. Doch das, was er sah, beengte ihm die Brust. Mit der ganzen Kraft seines unermeßlichen Kapitals war John Hill auf dieses Ölfeld herabgestoßen gleich einem beutegierigen Raubvogel.

reundliche Ingenieurhäuser standen da, in Amerika schon angefertigt, hier nur zusammengesetzt, ebenso saubere Baracken für die Arbeiter. Bohrtürme wuchsen, Maschinen ratterten und fauchten. Tanks erhoben sich. Dampfwalzen ebneten neugelegte Wege. Flugzeuge sorgten für schnelle Verbindung mit der Außenwelt.

Überall erdrückende Macht und Kraft.

Man empfing sie freundlich. Aber man hütete sich, ihnen etwas Wichtiges zu zeigen. Huene sah nur in undurchdringliche, schlaue Yankeegesichter.

Als sie dann am späten Nachmittag durch das weite flache Gebirgstal zurückfuhren, auf und nieder über die stumpfen, niedrigen Hügelketten, als an den Seitenhängen des Tales klebend wie Schwalbennester armselige Lurendörfer auftauchten und wieder verschwanden, da schaute Alexander Huene auf den braunen, mit verdorrtem Gras und bitterem Wermutkraut bedeckten Boden, als mühe er sich vergeblich, die Rätsel zu lösen, die dieser braune, neben ihm hinwegfliegende Boden barg.

Sein Gesicht trug einen hartnäckigen Zug, wie fast immer in der letzten Zeit. Vor ihm in der Ferne tauchte das alte, burgähnliche Gemäuer, sein Standquartier, auf und nicht allzuweit davon, am Boden des Tales, glänzten und blinkten seine Bohrtürmchen wie ein zierliches neckisches Spielzeug.

Er lachte verbissen in sich hinein: Was sollte er mit solchem Spielzeug anfangen, wenn die Yankees da hinten mit ihren riesigen Bohrtürmen und ihrem Aufwand an besten Maschinen auch nicht viel weiter waren? Doch ihre Bohrer fraßen sich unermüdlich immer tiefer in die Erde. So tief, wie er überhaupt nicht denken konnte, mit seinen Türmchen je zu kommen.

Der Prinz mußte noch mehr aufwenden. Oder alles, was hier an Geld, Zeit, Arbeit und Mühe schon aufgewendet war, war vergeblich gewesen. Denn irgendwo hier unten, tief, da lag das flüssige Gold. Sicher in ungeheuren Mengen. Aber wo, wo? Wo war die Decke zu dem unterirdischen Ozean zu durchschlagen?

Ein Plaudern, ein Lachen schlug vom Rücksitz an sein Ohr. Ein Lachen so frei, so hell, wie er es seit langem nicht mehr gehört hatte.

Er schaute sich etwas erstaunt um. Der Wagen nahm langsam eine Steigung. Felicitas lachte. Frische Fröhlichkeit lag rot auf ihren Wangen, glänzte aus ihren Augen. Und auch Mirza Ahmed lachte ausgelassen wie ein Schuljunge.

Felicitas verstummte plötzlich. Sie schlug die Augen nieder. Sie nahm den erstaunten Blick in dem ernsten, versorgten Gesicht Huenes für einen Vorwurf.

Mirza Ahmed aber neigte sich rasch zu Huene vor. In seiner verbindlichen Art sagte er: „Machen Sie doch nicht so ein todernstes Gesicht lieber Huene! Lassen Sie doch mal Petroleum Petroleum sein. Ja, was ich Sie fragen wollte ... Würden Sie vielleicht Fräulein Böse auf eine kurze Zeit Urlaub geben? Ich möchte ihr gern Ispahan zeigen!"

„Ispahan?" konnte Huene nur noch fragend antworten. Dann griff das Wechselgetriebe des Wagens surrend ineinander, wieder flog der Wagen über eine flache, freie Ebene, und der sausende Luftzug nahm ihm die Möglichkeit einer Antwort.

Ein eigentümliches Gefühl seelischer Leere war in Huene. Die kleine Fee, die sich so still, so geschickt in seine Umgebung und seine Arbeit eingefügt hatte, sie wollte fort ... nach Ispahan ...

Er mußte sich aber sagen, daß die Frage des Prinzen nur eine Formsache war, daß Mirza Ahmed und auch Felicitas sich leicht über seinen Einspruch hinwegsetzen könnten. Aber er fühlte sich zugleich hier in der Ferne für das Mädchen verantwortlich.

Und so ließen ihn die Sorge um das quälende Gefühl, sie bald missen zu müssen, nicht los, bis der Wagen wieder vor dem alten Gemäuer hielt.

(Fortsetzung folgt)

Das Geheimnis der Roten Dame.

Skizze von Kurt Miethke.

Rechtsanwalt Doktor Moos blickte über seinen goldumrandeten Klemmer auf seinen Klienten. „Es ist zum Verzweifeln, Herr Graf", sagte er, „aber ich bin am Ende. Wenn Sie mir nicht mit Rat und Tat zur Seite stehen, können wir einpacken."

„Ich! Ausgerechnet ich!" jammerte der junge Graf von Boburg. „Ich sehe keine Möglichkeit. Ich habe keine Ahnung, wo der Schatz stecken kann."

„Heute ist der Vierzehnte, bis zum Zwanzigsten müssen wir Rat schaffen, oder das Schloß wird Ihnen weggepfändet".

„Wollen Sie mir nicht noch einmal das ganze Problem knapp darstellen?" fragte des Grafen Schwester Katharine. „Vielleicht kommt mir ein Einfall."

„Noch einmal? Ich habe seit dem Tode Ihres Vaters an weiter nichts gedacht als an dieses vertrackte Problem. Also meinetwegen, hören Sie zu! Ihr Herr Vater erlitt einen Autounfall. Der Gendarm Berthel, der sich zufällig in der Nähe befand, traf nur noch einen Sterbenden an. Ihr Herr Vater flüsterte kaum hörbar etwas von dem Schatz der Boburg, oder da wir nun einmal beim Rekapitulieren sind, wollen wir es schon genau machen. Graf Christian sagte: „Der Schatz der Boburg — — versteckt —" Hier nun war der Gendarm Berthel intelligent genug, zu fragen: „Wo ist er versteckt?" Der Graf verstand die Frage und machte eine verzweifelte Anstrengung, sie zu beantworten, er murmelte ganz leise vor sich hin, und die einzigen Worte, die Berthel verstand, waren die folgenden: „Die — rote — — Dame — —" Dann verließen Ihren Herrn Vater sichtlich die Kräfte und er verschied. Das ist nun über ein Jahr her. Sie wissen selbst, wie die finanzielle Lage der Boburgs ist. Wenn es uns nicht gelingt, Geld aufzutreiben, so befürchte ich das Schlimmste."

„Und wie haben Sie das Geheimnis zu lösen versucht?" fragte Katharine. — „Wir haben die ganze Schloßchronik durchsucht, ob es hier jemals gespukt hat. Zu unserem größten Bedauern ist dieses ein ganz unromantisches Schloß, es hat nicht einmal eine weiße, geschweige denn eine rote Dame. Da kam Ihr Herr Bruder auf den ausgezeichneten Einfall, sich seine Ahnengalerie im Speisesaal einmal des Näheren anzusehen. Und er entdeckte etwas, was weder mir noch ihm noch vermutlich Ihnen bisher aufgefallen war, daß nämlich Ihre Ahnfrau Margarete, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, auf dem großen Ölgemälde in dunkelrote Seide gekleidet ist!"

„Ausgezeichnet! Und haben Sie etwas gefunden?"

„Langsam, langsam. Wir sagten uns: Dreißigjähriger Krieg, das ist gar nicht schlecht. Da sind die meisten Schätze vergraben worden. Wir nahmen das Bild ab und beklopften zunächst einmal die Wand. Wir klopften jeden Zentimeter ab, jedoch vergeblich. Darauf nahmen wir uns das Bild selbst vor, schraubten den Rahmen auseinander und betrachteten jedes Fleckchen der Leinwand mit der Lupe, immer in der Hoffnung, irgendeinen Hinweis auf einen Schatz zu finden. Wir haben daraufhin noch einmal die Schloßchronik aus jener Zeit durchgelesen und auch dabei nicht den geringsten Anhaltspunkt finden können."

„Das ist ja zum Verzweifeln."

„Ist es auch. Mich selbst hat die Sache derartig mitgenommen, daß ich nur noch ein zuckendes Nervenbündel bin."

Doktor Moos streckte seine Hand aus, und seine beiden Zuhörer sahen, wie seine Finger zitterten.

Gräfin Katharine erhob sich und klingelte dem einzigen Diener des Schlosses. „Bringen Sie den Tee herein!" befahl sie. Dann wandte sie sich an den Rechtsanwalt: „Ich weiß, Sie haben viel für uns getan, und ich hoffe, wir werden es Ihnen einmal lohnen können. Jetzt müssen Sie aber auf jeden Fall eine Tasse Tee mit uns trinken, Herr Doktor!"

Moos nickte. Schweigend und ihren eigenen Gedanken nachhängend, tranken die drei den Tee, und als sich die Herren eine Zigarette angesteckt hatten, sah der junge Graf auf die Uhr und sagte: „Ihr Zug geht erst in einer Stunde, Herr Doktor. Ich schlage vor, daß wir nicht mehr über das Thema reden, es führt doch zu nichts. Eine Partie Schach wird uns ablenken, wollen Sie?" — „Kein schlechter Gedanke, aber was wird Gräfin Katharine dazu sagen, wenn wir spielen und nichts zu ihrer Unterhaltung tun können?"

„Ich sehe leidenschaftlich gern zu", lachte sie und holte aus einer Vitrine das elfenbeinerne Schachspiel.

Bald darauf saß man vertieft in eine ziemlich aufregende Partie. In dieser Partie gab es eine Stelle, bei der dem jungen Grafen der Verlust eines seiner Türme drohte. Um den Verlust abwenden zu können, überlegte er ziemlich lange. Infolgedessen begann Dr. Moos wieder nervös zu werden. Er spielte ungeduldig mit einem Läufer, den er seinem Gegner schon abgenommen hatte, drehte ihn in seinen Händen hin und her und sprang plötzlich auf. So heftig, daß der Spieltisch mit allen Figuren umfiel.

Die Geschwister sahen starr und erstaunt auf den Doktor. Dieser war erst blaß geworden, dann rot und dann wieder blaß. Sein Atem ging heftig. Er bückte sich und suchte unter den herunter gefallenen Figuren, bis er eine gefunden hatte, die er triumphierend aufhob. „Was ist das?" schrie er.

„Eine Schachfigur", lachte der Graf unsäglich verblüfft.

„Ja, aber was für eine?"

„Die Königin."

„Richtig! Man hat aber für Königin im Schachspiel noch einen anderen Ausdruck!"

„Die Da ... Um Himmelswillen, Doktor!"

Der Graf stürzte auf den Rechtsanwalt zu und wollte ihm die Figur entreißen, aber er hatte sie schon auseinander geschraubt, legte die einzelnen Teile auf den Tisch und entnahm dem Mittelstück ein zusammengerolltes Stückchen Papier, das er entfaltete.

Er las es, räusperte sich und sagte: „Darf ich Ihnen Glück wünschen? Der Schatz ist gefunden! Das Geheimnis steckte in der roten Dame des Schachspiels. Warum haben Sie auch nicht daran gedacht, daß die elfenbeinernen Figuren des Spieles rot und weiß sind? Ich kam darauf, als ich aus Ungeduld mit Ihrem Läufer spielte und dabei entdeckte, daß sich die Figuren auseinanderschrauben lassen."

Er reichte den beiden den Zettel, auf dem die Stelle, wo der Familienschmuck der Boburgs vergraben war, sich neben einigen erläuternden Sätzen von der Hand des verunglückten Grafen genau verzeichnet fand.

An diesem Tage zog der Reichtum wieder in Schloß Boburg ein.

Nervosität hat zuweilen auch ihre guten Seiten ...

Herr Duroc erbt ein Dromedar.

Herr Duroc in Montpazier, Südfrankreich, bekam eine gerichtliche Zustellung. Vorn standen säuberlich alle seine Vornamen: Marius Aristide Eustache, hinten war ein Siegel. Zuerst benahm sich Herr Duroc, wie sich alle braven Bürger benehmen, wenn ihnen eine gerichtliche Zustellung ins Haus kommt: er besah das Schreiben von vorn, dann von hinten, dann roch er daran, dann hielt er es gegen das Licht, dann versuchte er, hineinzusehen, ohne das Siegel zu verletzen und dann kam er endlich auf den originellen Einfall, es aufzumachen. Und dann las er es — und dann schrie er — und dann tat er etwas, was er schon seit Jahrzehnten nicht mehr getan hatte: er küßte seine Frau. In dem Schriftstück stand nämlich, daß er geerbt habe. Nicht was. Bloß: daß. Herr Duroc sauste zum Gericht. Dort wurde ihm das Erbgut übergeben.

Ein Dromedar. Lebend.

Wie heißt es doch in dem schönen Lied? Es ging ein Mann durchs Syrerland, zog ein Kamel am Halfterband — oder so ähnlich. So ähnlich tat auch Herr Duroc im Land der Gascogner. Ihm war nicht wohl. Was macht man, Teufel, mit so einem Biest?

Herr Duroc dachte lange nach. Dann hatte er es heraus. Beim blauen Teufel, sind die Gascogner nicht helle? Und ist er nicht auch einer? Somit: dies Dromedar, dieses vermaledeite Erbgut, war, weiß der Himmel, kein Haupttreffer. Aber es sollte einer werden.

Natürlich sprach ganz Montpazier von Durocs ererbtem Dromedar. Aber es sollte noch mehr davon zu sprechen haben. Herr Duroc erschien im Kaffeehaus, in dem heute alle politischen Gespräche ruhten und verkündete, er werde eine Lotterie veranstalten. Haupttreffer das Dromedar.

Das hatte Montpazier noch nicht erlebt. Der Fasching lohnt sich. Faschingssonntag Ziehung. Jedoch: dies Ereignis trat nicht ein. An seiner Statt tat das die Obrigkeit, der Gendarm. Der kam und fragte Herrn Duroc, ob er eine behördliche Erlaubnis zur Veranstaltung einer Lotterie habe. Seit wann man denn dazu eine Erlaubnis brauche, fragte Herr Duroc erregt, man brauche doch auch keine Erlaubnis, um in der Lotterie zu spielen. Doch der Gendarm war nicht fürs Debattieren. Er sagte kurz und bestimmt, das Veranstalten von Lotterien bedürfe einer behördlichen Genehmigung. Wenn er bloß Genehmigung höre, habe er schon genug, eiferte Herr Duroc. Lebe man nicht in einer freien Republik? Wozu, zum Donner, hätten denn die Voreltern die Bastille gestürmt? Steuern müßte er zahlen, aber woher er das Geld nehmen sollte, das sage ihm keiner. Natürlich, die Herren Deputierten in Paris, die hätten keine Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die das Volk ins Mark treffen. Was heiße da Genehmigung? Habe man ihn um seine Genehmigung gefragt, als ihm das Gericht ein Dromedar anhängte? Und überhaupt: eine feine Zeit, ein feiner Staat, eine feine Gesetzgebung, die es ruhig genehmigt, daß ein Bürger abends ahnungslos schlafen geht und morgens als Erbe eines Dromedars erwacht. Ah, darauf pfeife er, und nicht schlecht auch noch. Unterdessen schrieb der Gendarm ein Protokoll, und als er fertig war, erklärte er das Dromedar für beschlagnahmt. Dann ging er. Diesmal nach dem Motto: Es ging ein Mann durchs Syrerland, zog ein Kamel am Halfterband.

Herr Duroc murmelte einiges in seinen sehr dicken Schnurrbart. Was er sagte, sei füglich verschwiegen. Denn Herr Duroc wird sich schon wegen unbefugter Veranstaltung einer Lotterie vor Gericht zu verantworten haben.

Und das Dromedar? Es erwartet im Walde von Marsales den Gerichtsbescheid. Doch besteht seine ganze Beschäftigung nicht nur darin. Wenn es sich langweilt, erschreckt es die zu Markte ziehenden Bauern. Und die wiederum erzählen dann in der Stadt, im Walde stecke ein Ungeheuer, ein Basilisk, ein Drache, ein Gespenst.



Bunte Chronik



* **Eine Frau leitet eine Diebesschule.** In England entlarvte die Polizei die rund fünfzigjährige Frau Sarah Shannon als Leiterin einer Diebesschule, die ständig mit einem Dutzend Knaben und Mädchen im Alter zwischen neun und fünfzehn Jahren besetzt war. Die Kinder wurden zunächst angelernt, „Kleinigkeiten" zu stehlen. Sie mußten Schuhe, Strümpfe, Handschuhe, Krawatten, Zigaretten, Zigarren und ähnliche Waren in solchen Massen erbeuten, daß Frau Shannon damit als Lieferantin für fliegende Händler und Hausierer auftreten konnte. Daß gleichzeitig auch der Bedarf an Fleisch, Gemüsen und Obst mitgebracht werden mußte, war Ehrensache; denn „man" muß doch etwas zu essen haben. Frau Shannon begnügte sich keineswegs mit bescheidenen Nahrungsmitteln. In einem Falle beschimpfte sie einen Dreizehnjährigen wegen seiner Saumseligkeit, weil das von ihm aus einer Restaurantküche „entnommene" Rumpsteak inzwischen kalt geworden war. Der Junge mußte sich sofort wieder auf den Weg machen, um ein warmes zu holen, wenn er seinen Platz in der Diebesschule nicht verlieren wollte. Denn so war es: wer nichts leistete, wurde „geschaßt" und brachte sich um die Aussichten auf die Zulassung zur Reifeprüfung für bessere Aufgaben in dieser merkwürdigen Anstalt. Vor dem Polizeirichter versuchte die „Schul"-Leiterin die Verhandlungen mit Ohrfeigen zu leiten, die sie ihren Zöglingen verabfolgte, wenn sie dem Richter aufschlußreiche Angaben machen wollten. Es geht eben nichts über eine tüchtige Disziplin.

* **Der Zug verkehrt nur bei Regen!** Es gibt ja allerhand sonderbare Eisenbahnen, aber schwerlich noch eine so eigenartige wie die Kushequa-Bahn in Pennsylvanien, welche die beiden Ortschaften Backus und Smithport miteinander verbindet. Dieses seltsame Verkehrsmittel ist ein Privatunternehmen und gehört einem gewissen E. S. Kane, der natürlich für allen Schaden, den das Bähnle anrichtet, aufkommen muß. Obwohl Kane ein nicht unbemittelter Mann ist, wurden ihm die gegen ihn erhobenen Schadenersatzansprüche doch schließlich zu bunt, vor allem, als vor einigen Jahren während eines trockenen Sommers zahlreiche Waldbrände in der Nähe seiner Bahnanlage ausbrachen, die natürlich samt und sonders auf Funkenwurf der Lokomotive zurückgeführt wurden. Und stets mußte Herr Kane blechen. Aber der Eisenbahnbesitzer hätte kein Amerikaner sein müssen, wenn er sich nicht zu helfen gewußt hätte. Er setzte sich hin und erließ eine Bekanntmachung, die am nächsten Tage auf allen Stationen prangte und durch die das reisende Publikum benachrichtigt wurde, daß die Kushequa-Bahn hinfort nur noch an solchen Tagen verkehren werde, an denen es regne oder geregnet habe. Die Vorschrift gilt heute noch, und wer an einem schönen Sommertage von Backus aus einen Freund in Smithport besuchen will, wird sich schon nach einer anderen Beförderungsgelegenheit umsehen müssen.

* **England als Verbrecherasyl.** Die englische Presse beschwert sich darüber, daß England in der letzten Zeit zu einem wahren Verbrecherasyl geworden ist. In London allein haben, der offiziellen Statistik zufolge, 270 000 Ausländer, die mit den Gesetzen ihres Landes in Konflikt geraten sind, einen Schlupfwinkel gefunden. In Wirklichkeit ist die Zahl der Ausländer, die man mit Recht als „lästige Ausländer" bezeichnen kann, noch viel größer. Darunter befinden sich Deserteure aus allen Ländern, die es noch während des Krieges verstanden haben, in England eine neue Heimat zu finden. Es wimmelt außerdem von Agenten des Mädchenhandels. Junge Mädchen aus der ganzen Welt kommen gern nach London, um hier zu studieren oder Stellung zu suchen. Deshalb ist London ein wahres Dorado für Mädchenhändler, die hier, mehr als irgendwo, ihr Unwesen treiben. Die gesetzlichen Bestimmungen, die gegen lästige Ausländer ins Leben gerufen werden, haben sich bisher als machtlos erwiesen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.